Utopia in

engen Gassen

El Raval, bislang Heimat der Huren und Junkies, feiert sich heute als das Szene-Viertel. Dank der Stadtplaner. Die hier mit Abrissbirne und sehr viel Köpfchen handelten

TEXT: ANGELIKA DIETRICH
FOTOS: NICOLAS CORNET

Mit Kunst klotzen: Das Kunstmuseum MACBA verhalf der Nachbarschaft zu neuem Glanz

El Raval, ein dichtes Häusermeer: Schneisen sollen Licht in die dunklen Gassen bringen

Ein Stadtteil als Spielwiese für Planer: Muff und Nostalgie werden hier gern zum Einsturz gebracht

Am Ende wird der Stadtplan mehrere weiße Flecken haben. Einer wird sechs Querstraßen überdecken und in Wirklichkeit 317 Meter lang sein. Die Stadtplaner werden zufrieden sein, denn weiße Flecken im Stadtplan bedeuten: Plätze. Plätze zum Atmen, Lufthollen, Ausruhen – Plätze, die Licht bringen in die engen Gassen des Viertels, das sie El Raval nennen.

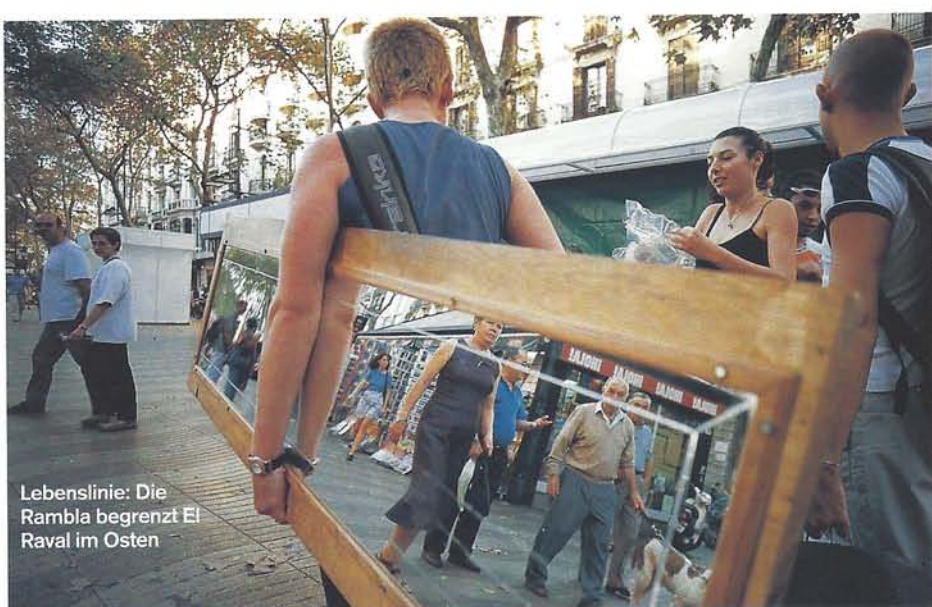
Feucht riecht es hier, nicht nur, weil Handtücher, Hemden, Hosen zum Trocknen vor den Fenstern hängen. Sonnenstrahlen fallen nur da auf das Pflaster, wo sich die Gassen kreuzen, der Himmel ist ein schmaler Streifen Blau. Eine Haustür steht offen, das Treppenhaus ist dunkel, der Fußboden krumm, die Fliesen sind aufgeworfen, die Stiegen ausgetreten und schmal – wer hier wohnt, darf nicht dick sein.

Weiter unten stehen schwarze Frauen am Rand der Gasse, alle paar Meter eine, sie tragen Jeans und Pullover. Männer, alte zumeist, schwatzen in kleinen Grüppchen, tun, als nähmen sie keine Notiz von den Frauen, ihren enormen Brüsten und den rot leuchtenden Lippen. Dabei sind sie ihretwegen gekommen.

Ein paar Straßen weiter sind die Huren passé und wird Kunst zum Objekt der Begierde. Großzügige Glasfenster, dahinter Stahlplastiken, Gemälde, von Halogenlichtern bestrahlt. Galerie neben Galerie, „Barcelona – New York“ hat sich eine auf die Tür geschrieben.

Eine Haustür steht offen, das Treppenhaus ist geschmackvoll gefliest, Marmorstufen führen um einen hölzernen Jugendstil-Aufzug – wer hier wohnt, darf nicht arm sein.

Raval, „Vorstadt“. Einst Viertel der Arbeiter und Bohemiens; der Mönche, Huren und Räuber. Viertel der Immigranten. Zunächst der aus dem Süden Spaniens, dann jener aus fremden Ländern. Viertel der Drogenabhängigen und Illegalen. Wer nicht musste, ging lange nicht hinein, in diese dunkle Herzkammer westlich der Flaniermeile Ramblas.

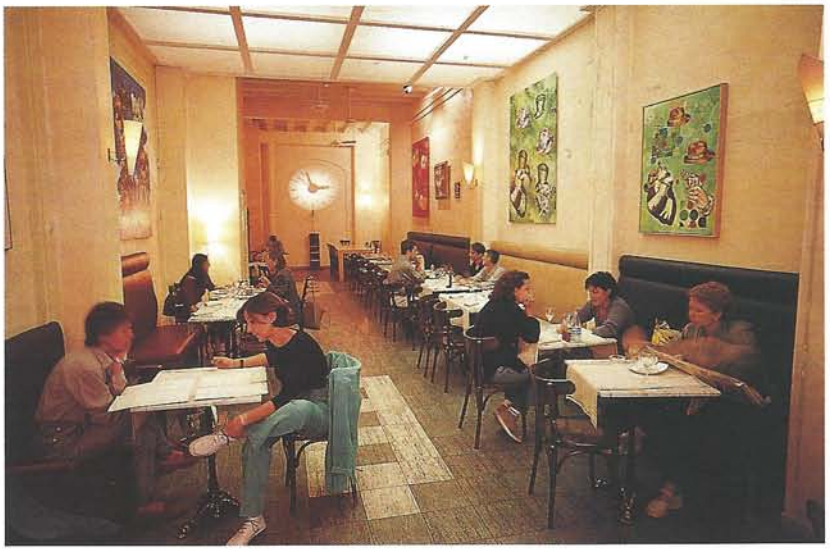


Lebenslinie: Die Rambla begrenzt El Raval im Osten

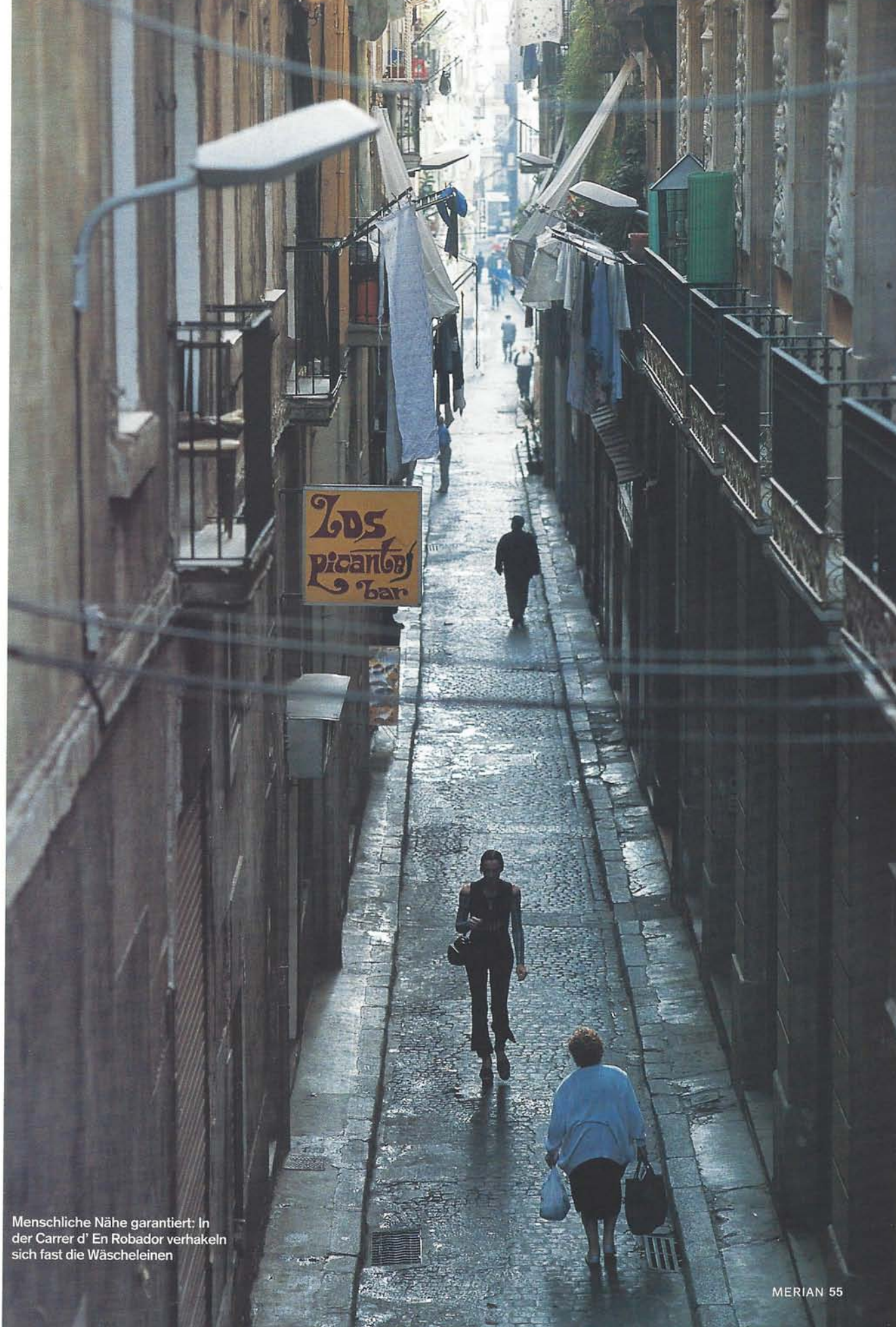
Neue Heimat, alter Glaube: In der Sant-Agustí-Kirche wird ein philippinisches Baby getauft

Tanzpalast: Im „La Paloma“ schmelzen alle dahin – bis 22 Uhr, bei Paartanz und Damenwahl. Danach gibt's Disco

Rauschende Feste fast jeden Abend. Die Jungen und Kreativen haben den Stadtteil für sich entdeckt



Kunstraum: Im Café „Silenus“ wechseln fast jede Woche die Bilder



Menschliche Nähe garantiert: In der Carrer d' En Robador verhakeln sich fast die Wäscheleinen

Manche Barceloniner denken noch heute so, sagt Emilio Alvarez Costa, Besitzer der Galeria dels Àngels. Seit fünf Jahren stellt er hier internationale Künstler aus, jetzt lässt er sein Haus in der Carrer del Doctor Dou renovieren, das mit dem Jugendstil-Aufzug. Dort werden seine Freunde einziehen: Banker, Architekten. In dieser Gegend des Viertels sind Barcelonas Mieten am höchsten, wer jetzt noch eine Wohnung sucht, läuft dem Trend hinterher. „Hast du gesehen, hier hat eine neue Bar aufgemacht, da drüben eine Boutique?" – „Ja, und hast du schon von Marc Martinez gehört, der über El Raval singt?" El Bolero del Raval heißt seine CD, und vielleicht ist der Titel ja eine Hommage an die „Bar Raval". Könnte sein, vermuten sie dort. Wäre nicht der erste Gast, aus dem was geworden ist. Jeden Monat hängen die Bilder eines anderen Künstlers an den Wänden.

Die Jungen und die Yuppies, die Boutiquenbesitzer und Galeristen haben das Viertel für sich entdeckt – ein gigantischer Plan hat ihnen den Weg geebnet: *PERI*, *Planes especiales de reforma interior*. Besondere Pläne zum Innenstadtumbau.

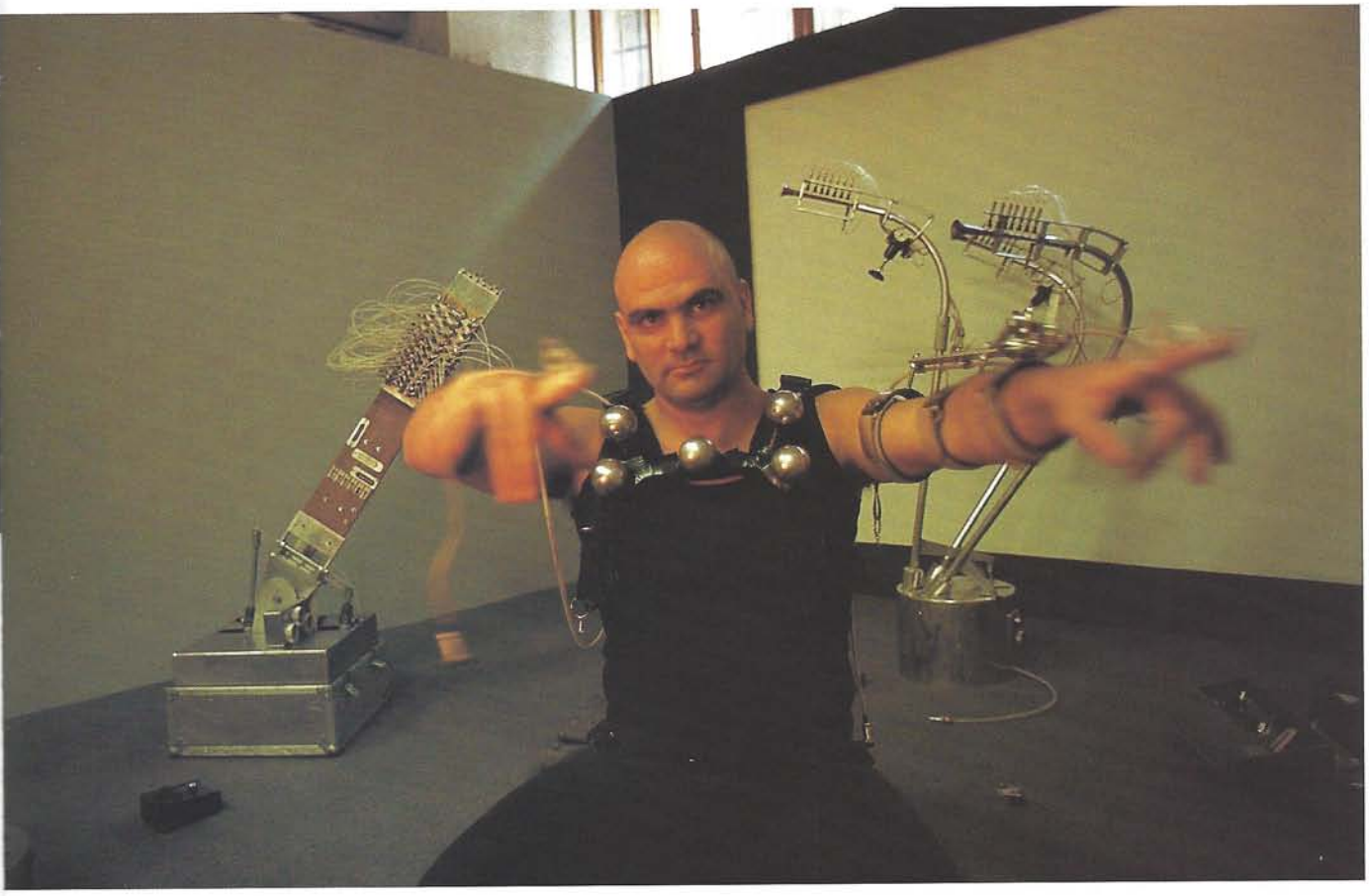
Die Stadtverwaltung hatte 1979 eine Renovierung und Umstrukturierung der übervölkerten und maroden Innenstadt beschlossen. Ein Team um den Architekten Oriol Bohigas entwickelte Anfang der Achtziger *PERI*, ein Konzept, das sich auf drei Stadtviertel im Zentrum konzentrierte: Barceloneta, Santa Caterina und eben El Raval.

Nicht die Stadt als großes Ganzes stand im Mittelpunkt der Stadtplanung jener Jahre, sondern gezielte Projekte. Den „Leerraum der Stadt" neu entdecken war das Ziel, und Bohigas bestimmte, wie dieser Leerraum auszusehen habe: „Hart" sollten die Plätze sein – von kühler Sachlichkeit, vermittelt durch Granitplatten. Neben Leerräumen draußen sollte es auch Leerräume drinnen geben: Denn sonst, so Architekt Bohigas, könne soziales Leben nicht stattfinden. Also schuf man eine Infrastruktur, speziell zugeschnitten auf die Stadtviertel: Bürgerzentren, Schulen, Sporthallen. Viertel, die zu dicht besiedelt waren, wurden ausgedünnt. Damit der Verkehr nicht durch das Zentrums rauscht, wurden Umgehungsstraßen gebaut. Außerhalb des Zentrums entstanden urbane Schwerpunkte mit Geschäften und Büros. Barcelona hatte den öffentlichen Raum wieder entdeckt.

Der grauhaarige „Vater des Neuen Urbanismus in Barcelona", so sein Ruf, sitzt in seinem weitläufigen Altbaubüro an der Plaça Reial. Der 75-Jährige verteidigt die Kerben, die Architektur in El Raval schlug, fragt: „Soll man das Alte sterben lassen oder wieder beleben?", lehnt sich zurück und erzählt, dass seine Büroräume einst ein Puff waren. Erzählt es, als wolle er sagen, sieh, Architektur macht alles möglich. Der Ist-Zustand darf Visionen nicht überdecken.

Positionslichter der Moderne: In der Carrer de la Riera Baixa reihen sich die angesagten Modeläden

Biotop für schräge Vögel: Marcel-li Antunez Roca inszeniert sich als Kunstwerk



El Raval und seine Energie – ohne die vielen Künstler und Ausländer sähe das Viertel richtig alt aus

Für das Viertel der Arbeiter und Ausländer sah die Vision der Stadtplaner so aus: Viertel der Kunst sollte El Raval werden, dann würden sich die sozialen Schichten des Viertels ändern, Drogenabhängige und Prostituierte verschwinden. Man baute sie hinein, die Kunst der Gegenwart. Geballt tritt sie auf, natürlich, schließlich ist man bei dem gesamten Projekt nicht zimperlich vorgegangen: Da ist das CCCB, das Centre de Cultura Contemporània, mit dem überdimensionalen Spiegel auf dem Dach, an dem sich an guten Tagen das Meer spiegelt. Da ist das FAD, eine Vereinigung verschiedener Künstler- und Designerverbände, eisern und meterhoch stehen die drei Buchstaben vor dem Eingang.

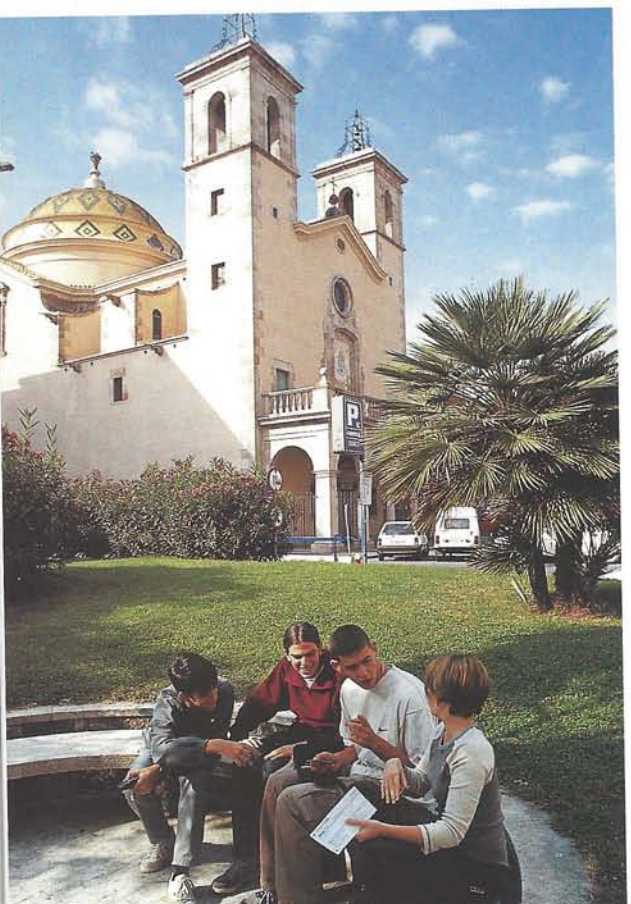
Und da ist das MACBA, das Museu d' Art Contemporani de Barcelona. Die gläserne Fassade dieses 1990 fertig gestellten Museums der zeitgenössischen Kunst ist für die philippinischen Jugendlichen der Spiegel, vor dem sie Tanzschritte üben. Marokkanische Jungs donnern ihren Fußball gegen das Glas des Aufzugs zur Parkgarage – der Platz hier hat die besten Maße zum Fußballspielen, sagen sie. Sonne wärmt das Pflaster.

Auf dem Absatz vor dem Gebäude sitzt eine Filipina, einen Kinderwagen vor- und zurückschubsend. Eine Stunde wird sie so sitzen bleiben, ihr Bild wird sich einprägen, auch wenn man schon lange im Inneren des weißen Würfels läuft. Unerwartet fällt der Blick immer wieder nach draußen, sucht das vertraute Bild. Drinnen erklärt Raymond Hains Bauschutt und Straßenschilder zu Kunst und stellt in den Hallen aus, was draußen den Weg säumt. Kunst und Alltag verschmelzen.

Wo sich jetzt das Museum erhebt, war einst das Haus, in dem Señor Gonzales Monje lebte. Den 77-Jährigen und seine Gattin hat man verpflanzt, in einen Neubau nur hundert Meter weiter. „Am Anfang war es traurig", sagt er. „Meine Frau hat 73 Jahre dort gelebt." Auch ihr Haus stand der Vision eines offenen Stadtviertels im Weg.

Unnütze Häuser waren es, die weggerissen wurden, sagt Architekt Bohigas. Unnütz, weil feucht, ohne fließend Wasser, ohne sanitäre Einrichtungen. Die Fassaden der neuen Wohnblocks sind glatt und ebenmäßig, sterile Klötze. Wer jemanden besuchen will, meldet sich über die Sprechanlage an und brüllt nicht „He, José, aufmachen!" über die Gassen.

Señora Julia, die schon weit über sechzig ist, zeigt auf eine Wand, die einmal ein Zimmer begrenzte. „Sieh her, da wo das Plakat der Baufirma hängt, war mein Salon. Genau da, an der weißen Wand." Zwanzig Jahre waren die 100 Quadratmeter an der Carrer de la Cadena ihr Zuhause. Im neuen Haus, „ja gleich da drüben, siehst du's?", da begann das Unglück. Sie wurde krank, der Sohn bekam ein lahmes Bein, auf dem modernen Fußboden rutscht er immer aus.



Schrille Avantgarde hat ein neues Zuhause – alte Kirchen

Lebens-Beruhigung: ein Flecken Grün in der Carrer dels Tallers

Postmodernes Schiffchenbauen: Kunstausstellung in der Kapelle des Antic Hospital de la Santa Creu

Selbst schon eine Skulptur: das Kunstmuseum MACBA von Richard Meier

Auf den harten Plätzen spielt das moderne Leben

Aber was soll sie machen? Sie trippelt davon, die Einkaufstasche zieht sie hinter sich her.

Keine Türen, die nicht schließen, keine Fenster, die klemmen. Aufzug, fließend Wasser, natürlich. Der große Innenhof. „Wenn du das Fenster öffnest, riechst du nicht mehr, dass deine Nachbarn gerade Kartoffeln kochen", sagt Amina. „Wir leben jetzt wie Menschen", sagt Juan Manuel Troya, der 28 ist.

Weil es billig war und zentral, ließ sich im Viertel der dunklen Gassen nieder, wer von außerhalb kam. Und wer das Licht scheute. In den letzten 20, 30 Jahren wurde der Ruf des Viertels schlechter. Die Bewohner waren nicht mehr unter sich. Davor aber haben die Leute gesagt „Carmen heiratet", und jeder wusste, dass Carmen die Tochter von Juan war.

„Früher haben wir die Türen offen stehen lassen, heute müssen wir sie absperren" – so redet Josep, und er redet wie ein Alter. Dabei ist Josep gerade 34 Jahre alt. Wer zu ihm will, läuft an der marmornen Außenwand des neu aufgebauten Opernhauses entlang, vorbei an einem pakistanischen Telefon-Shop, an einem marokkanischen Textilgeschäft, an einer islamischen Metzgerei, wo die gehäuteten Kuhschädel am Boden liegen. Anfang der siebziger Jahre kamen die Ausländer. Vorübergehend nur wollten sie bleiben. Dann holten die Marokkaner ihre Frauen nach, die philippinischen Hausmädchen ihre Männer. Von den 30000 Marokkanern in Barcelona leben 10000 in El Raval.

Auch die Nachbarn von Luisa Sanchez Bejarano wurden in den letzten Jahren immer dunkler. Marokkaner vielleicht, oder Pakistanis? Wie auch immer. „Ich respektiere sie, und sie respektieren mich", sagt die alte Dame. Sie steht in der Calle Joaquin Costa, die Straße ist gesperrt, die Ladenbesitzer türmen Chips auf Tischen auf, Oliven, Wein. Früher, sagt die Señora, dauerten die Straßenfeste eine Woche, eine Kapelle spielte. Mit einem Bekannten plaudert sie darüber. „Weißt du noch, ich habe einmal den Tango-Wettbewerb gewonnen." – „Und ich den Pasodoble. Was für einen großen Pokal habe ich mit nach Hause genommen!" Eine Nachbarin kommt dazu. „Hier, probiert mal. Das ist pakistanisch. Sehr lecker." – „He Junge, wie heißt das?", ruft Señora Sanchez dem sechsjährigen Pakistani aus dem Kleidergeschäft nebenan zu. „Weiß ich nicht." – „Wie, du weißt nicht? Das ist doch aus deinem Land." – „Wieso aus seinem Land? Er ist hier geboren!" – „He Junge, woher kommst du?" – „Ich bin Katalane."

Die Vielfalt der Völker haben Macarena de Vega und Xavier Mas für ein Projekt genutzt: *Ciudad da las Palabras* hieß die Aktion. Die „Stadt der Worte" hat ihre Spuren hinterlassen: Auf Brunnen und Hausmauern stehen Worte, Sätze, Buchstaben, die Bewohner schrieben ihre Lieblingsworte auf Laken, die sie über die Balkone hängten. Jeder in seiner Sprache – und Sprachen waren es viele.

Wenn seine Töchter mal in die Schule kommen, glaubt Mohammed Halhoul, werden sie keine spanischen Klassenkameraden mehr haben. Im Laden seines Vaters stopft er Decken in eine Tüte, es ist kalt geworden über Nacht. Schon jetzt sagen manche über das Colegio publico, „das ist die Schule der Marokkaner" – wobei „Marokkaner" als Sammelbegriff für Pakistanis, Inder, Filipinos herhalten muss.

Kasem, Ativ, Yao, Muzamel, Saida, heißen die Kinder an dieser Schule. Eltern haben Unterricht in ihrer Landessprache gefordert, aber Mathematik auf Arabisch oder Urdu wird es nicht geben, sagt Direktor José Mora. Von 50 Prozent nichtspanischen Schülern spricht er, da untertreibt er, von 25 Namen auf der Klassenliste sind fünf spanisch. Drei Mädchen in gelben, roten, grünen Saris kommen die Treppen herunter, ein Pulk schwarzhaariger Jungs.

Gleich werden sie loslaufen, Fußballspielen. Auf dem Platz vor dem MACBA natürlich. Ist ja um die Ecke. Seit es die Plätze gibt, hatte Señora Sanchez gesagt, sei es ruhiger geworden im Viertel. Zumindest in ihrer Gasse. Die Jungs donnern die Fußbälle jetzt gegen die Wände des Museums – nicht mehr gegen das Garagentor gegenüber.

Angelika Dietrich *studierte in Santiago de Compostela. Sie lebt als freie Journalistin in München.*
Nicolas Cornet *fotografierte für* MERIAN *u.a. eine Reise auf Gandhis Spuren (*„Nordindien", *Heft 11/99).*